

Prinzip Hoffnung

Ihre Zuversicht hat Pflegewissenschaftlerin Angelika Zegelin nie verloren, trotz einiger Schicksalsschläge. Auf die geplante Reform der Pflegeausbildung blickt sie optimistisch. Sie hofft auf einen Qualitätsschub in der Altenhilfe und bessere Arbeitsbedingungen für die Pflegenden. Auch in der aktuellen Flüchtlingsdebatte ist sie positiv gestimmt: Flüchtlinge seien eine Riesenchance für Deutschland, sagt die 64-Jährige, das gelte auch für die Pflege. Menschen aus anderen Kulturen könnten neue Impulse in die Pflege bringen.

Frau Zegelin, sind Sie ein optimistischer Mensch?

Ja doch, eine positive Einstellung zum Leben wird mir durchaus nachgesagt (*lacht*). Ich habe bereits einige Schicksalsschläge erlebt und weiß daher, dass es auch wieder aufwärtsgeht. Ich bin ein Mensch, der von Hoffnung lebt und selbst wohl auch Hoffnung verbreitet. Dabei ist Hoffnung für mich stärker noch als Optimismus und eine elementare Kraftquelle.

Bei Ihrer Verabschiedung in den Ruhestand als Pflegewissenschaftlerin an der Universität Witten/Herdecke im vergangenen Jahr haben Sie die hoffnungsvolle Prognose gewagt, dass sich die Arbeitsbedingungen für Pflegekräfte künftig verbessern werden. Woher nehmen Sie diesen Optimismus?

Habe ich das wirklich so gesagt?

Ja, zumindest werden Sie so zitiert.

Okay, ich kritisiere aber auch, dass sich die Arbeitsbedingungen, gerade in der Altenpflege, eher verschlechtern. Mich ärgert, dass der Pflegeberuf finanziell wie gesellschaftlich so wenig anerkannt ist, auch wenn sich das in Sonntagsreden von Politikern oft anders anhört. Kollegen aus der Pflegepraxis sind häufig frustriert über die Pflege mit der Uhr im Nacken, die oft menschliche Zuwendung nicht zulässt und die Gesundheit der Pflegenden selbst strapaziert. Doch die schlechten Rahmenbedingungen liegen zum Teil auch an den Pflegenden selbst: Sie sind schlecht

organisiert und können so ihre Anliegen nicht deutlich machen. Pflegekräfte müssten streiken, alles lahmlegen, um etwas zu ändern. Was mich aber in der Tat etwas optimistischer stimmt, ist die geplante Reform der Pflegeausbildung.

Mit Ihrem Optimismus sind Sie in guter Gesellschaft. Durch die generalistische Ausbildung für alle Pflegekräfte, die Abschaffung des Schulgelds an Pflegeschulen, das immer noch in fünf Bundesländern verlangt wird, und einer breiteren Auswahl an Arbeitsmöglichkeiten werde der Beruf künftig attraktiver, hofft auch Karl-Josef Laumann, Pflegebeauftragter der Bundesregierung.

Ja, anders als bisher sollen künftig die Auszubildenden zu gleichen Teilen im Krankenhaus, im Altenheim und bei ambulanten Diensten lernen. Hinzu kommen Einsätze in der Kinderkrankenpflege und der Psychiatrie sowie die Möglichkeit einer ersten praktischen Spezialisierung in einem der Bereiche. Mit der Ausbildungsreform verbinde ich deshalb gerade für die Altenpflege eine gewisse Hoffnung.

Warum?

Gleicher Lohn für gleiche Arbeit – von diesem Grundsatz sind die mehr als eine Million Pflegekräfte in Deutschland noch weit entfernt. Denn je nachdem, ob Ältere oder Kranke gepflegt werden, ob im Osten oder Westen, in der Klinik oder im Altenheim, fällt die Bezahlung ganz unterschiedlich aus. Krankenpflegerinnen bekommen bis zu 30 Prozent mehr Gehalt als Altenpflegerinnen. Um also künftig noch genügend Pflegekräfte zu bekommen, müssen Heimträger bald mit Kliniken und ambulanten Diensten um die Pflegeabsolventen konkurrieren. Das wird sicher Auswirkungen auf die Bezahlung haben. Viele

„Mich ärgert, dass der Pflegeberuf finanziell wie gesellschaftlich so wenig anerkannt ist, auch wenn sich das in Sonntagsreden von Politikern oft anders anhört.“



meiner Freundinnen, die in der Pflege gearbeitet haben und jetzt, wie ich, in den Ruhestand gegangen sind, erhalten nach einem langen Arbeitsleben nur rund 1.300 Euro Rente.

Die Reform der Pflegeausbildung wird durchaus auch kontrovers diskutiert. Karl-Josef Laumann sagt: „Generalistik jetzt!“ Andere fordern dagegen ein Moratorium, weil sie in der geplanten Vereinheitlichung eine Gefahr sehen.

Das kann ich nicht nachvollziehen. Es gibt massive Macht- und monetäre Interessen, um alles beim Status quo zu halten. Die Aufteilung war immer arbeitgeber- und trägerfreundlich, aber nicht berufsprufessionell. Die Pflegeausbildung also weiterhin in drei Sparten aufzuteilen, macht keinen Sinn. Wir brauchen einen gemeinsamen Pflegeberuf, wie das bereits weltweit so ist. Nach der Ausbildung können die Absolventen sich dann weiter spezialisieren. Die Spezialisierung ist wichtig und wird gebraucht: In den Krankenhäusern müssen immer mehr pflegebedürftige und demente Patienten behandelt werden, genauso wie in Altenpflegeeinrichtungen immer mehr schwer kranke Menschen versorgt werden müssen. Mit einem einheitlichen Ausbildungsabschluss können Pflegekräfte künftig

Zur Person

Von der 13-jährigen Pflegevorschülerin zu einer der bekanntesten Pflegewissenschaftlerinnen Deutschlands: Die Vita von Angelika Zegelin mutet an, wie der wahr gewordene amerikanische Traum – mitten im Ruhrgebiet. Doch die Karriere von Angelika Zegelin ist hart erarbeitet und begleitet von privaten Schicksalsschlägen. Ihr Vater stirbt, als sie gerade elf Jahre alt ist. Die Mutter ernährt die Familie, zu der noch zwei Geschwister mit Behinderung gehören, als Dauernachtwache im Krankenhaus. 1966 verlässt Zegelin die Schule und beginnt als Vorschülerin am Städtischen Klinikum Dortmund. Mit 17 beginnt sie ihre Ausbildung zur Krankenschwester. Nach zwei Jahren in der Intensivpflege geht sie in die Krankenpflegeschule und unterrichtet dort 18 Jahre. Das Abitur holt Zegelin auf dem zweiten Bildungsweg nach, das Studium der Erziehungswissenschaften absolviert sie nebenberuflich von 1982 bis 1992 an der Fernuniversität Hagen. Ihre Dissertation über Bettlägerigkeit schließt sie 2004 ab. Ihr erster Ehemann, den sie mit 18 Jahren heiratet, ist schwer krank, hat eine erbliche Tumorerkrankung, eine sogenannte multiple endokrine Neoplasie. Ihre Mutter stirbt 1977 mit nur 53 Jahren an einem anaphylaktischen Schock. 1979 kommt ihre Tochter zur Welt. 1991 stirbt ihr Ehemann. Seit 1996 bis zu ihrem Ruhestand 2015 ist Angelika Zegelin am neugegründeten Institut für Pflegewissenschaft der Universität Witten/Herdecke als Curriculum-Beauftragte verantwortlich für die Entwicklung der Studiengänge. 2011 verleiht ihr die Mathias Hochschule Rheine eine Honorarprofessur. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen u. a. beim Aufbau einer pflegeorientierten Patienten- und Familienedukation, in der Quartiersentwicklung, im Feld „Sprache und Pflege“ und der Verhinderung von Bettlägerigkeit. Für ihre Leistungen hat Angelika Zegelin 2009 das Bundesverdienstkreuz erhalten.

www.angelika-zegelin.de



„Es braucht ein komplexes Maßnahmenpaket, um einerseits die Außenwahrnehmung des Berufs zu verbessern und andererseits junge Pflegekräfte an ihren Arbeitsplatz zu binden, damit sie nicht so schnell wieder aus dem Berufsfeld aussteigen.“

leichter zwischen den verschiedenen Einrichtungen wechseln.

Was erwarten Sie denn konkret von der Ausbildungsreform?

Ich erhoffe mir einen Qualifikationsschub in der Altenpflege. Das Begleiten von Menschen, die Fürsorge, ist völlig auf den Hund gekommen. Es geht nur noch um satt und sauber. Das Berufsbild der Altenpflege muss dringend aufgewertet werden. Die Verbände sagen dann immer: Dafür seien nicht genug Arbeitskräfte da. Das stimmt. Um diese aber zu bekommen, müssen die Arbeitsbedingungen verbessert werden.

Nämlich wie?

Etwa durch familienfreundlichere Arbeitszeitmodelle: 80 Prozent der Pflegenden in der Altenhilfe sind Frauen und arbeiten in Teilzeit. Nur jede zweite Pflegefachkraft hat eine Vollzeitstelle.

Was noch?

Eine bessere Bezahlung und Aufstiegs- und Karrierechancen sind wichtig. Außerdem muss der

Beruf in der Öffentlichkeit anders als bisher dargestellt werden. Denn neben all den aufgezählten Schwierigkeiten ist die Altenpflege ein sehr schönes Berufsfeld: Die Arbeit ist abwechslungsreich, was die Einsatzorte und die Tätigkeiten angeht, sie hat viel mit Menschen zu tun und macht Sinn.

Sie plädieren auch für eine Akademisierung des Pflegeberufes. Damit liegen Sie auf der Linie des vom Kabinett gebilligten Gesetzentwurfs, der ebenfalls die Einführung eines Pflegestudiums vorsieht.

In der Pflege hat jahrzehntlang ein eklatantes Wissensvakuum geherrscht. Die Pflege ist kanonisiert vermittelt worden, über Jahrzehnte. Meine Mutter war ja auch Krankenschwester und ich habe ihre Pflegelehrbücher aufbewahrt. Von den 1950er Jahren bis Ende der 1990er Jahre haben sich die Inhalte der Lehrbücher kaum weiterentwickelt. Um das zu ändern, brauchen wir die Akademisierung. Ein kleinerer Teil des Pflegeberufs muss an den Zugängen zur Forschung partizipieren, damit sich neues Wissen entwickeln kann. Der Wissenschaftsrat empfahl in einem Gutachten vor vier Jahren etwa 20 Prozent.

Was versprechen Sie sich davon?

Dass die Pflege besser wird – für die Patienten und die Bewohner. Impulse über beispielsweise Bettlägerigkeit, Sturzprophylaxe oder auch die neuen Demenzkonzepte hat die Pflegewissenschaft angestoßen. Außerdem sind in den relevanten Ausschüssen und Verbänden des Gesundheitswesens Pflegenden viel zu wenig präsent. Das ist ein weiteres Argument für eine gewisse Akademisierung, dass Pflegenden also künftig in den Entscheidungsgremien sitzen.

Die angestrebte Modernisierung der Pflegeausbildung soll zudem, laut Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe, dem Fachkräftemangel in der Pflege entgegenwirken. So ist zumindest der Plan. Was sagt die Praktikerin, die den Pflegeberuf bereits als 13-Jährige von der Pieke auf gelernt hat?

Die Reform der Pflegeausbildung ist ein Schritt in die richtige Richtung. Doch wir benötigen ein ganzes Bündel an Maßnahmen, um dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken, und die Reform der Pflegeausbildung ist eine davon.

An welche weiteren Maßnahmen denken Sie?

Ein realistischer Personalschlüssel ist nötig. Für

eine menschenwürdige Versorgung müssen dort mehr Menschen arbeiten. Derzeit kommen sie nach der Ausbildung in die Praxis und stehen sofort unter hohem Zeitdruck. Viele bekommen sehr schnell ein Burn-out. Altenpfleger brauchen mehr Zeit, damit sie auch wieder zuhören und trösten können. Es braucht also ein komplexes Maßnahmenpaket, um einerseits die Außenwahrnehmung des Berufs zu verbessern und andererseits junge Pflegekräfte an ihren Arbeitsplatz zu binden, damit sie nicht so schnell wieder aus dem Berufsfeld aussteigen.

Sie gelten als Pionierin der Pflegewissenschaft. Themen wie Bettlägerigkeit und Patientenverfügung haben Sie neu ins Bewusstsein gebracht. Doch Ihr Engagement beschränkt sich nicht nur auf Deutschland und Europa. Auch in Afrika haben Sie sich engagiert.

Ja, ich reise sehr gerne, beruflich wie privat. Und im westafrikanischen Kamerun habe ich jahrelang eine Augenarztpraxis mitaufgebaut und unterstützt. Mich interessieren die Lebensumstände von Menschen in anderen Ländern, auch an der dortigen Gesundheitsversorgung bin ich natürlich interessiert.

Auch in der Flüchtlingsarbeit, bei Pro Asyl, wollen Sie sich engagieren. Haben Sie dazu schon Zeit gefunden?

Nein, noch nicht. Ich muss noch ein paar berufliche Aktivitäten zu Ende führen. Aber – immerhin – ich bin schon Mitglied bei Pro Asyl. In Dortmund, wo ich lebe, bin ich zudem neu in einen Kulturschaffenden- und einen Hospizverein eingetreten. Das Problem ist, wenn ich irgendwo Mitglied werde, besteht die Gefahr, dass ich gleich einen Posten habe. Das geht jetzt aber zeitlich noch nicht.

Was halten Sie davon, Flüchtlinge angesichts des Personalmangels in der Pflege zu integrieren?

Flüchtlinge sind eine Riesenchance für Deutschland, das gilt auch für die Pflege. Menschen aus anderen Kulturen können neue Impulse in die Pflege bringen. Pflege sollte auch bunt sein. Anders als im Bereich des Handwerks, wo es mittlerweile Programme gibt, die Flüchtlingen beim Weg in eine Berufsausbildung helfen, vermisste ich solche Programme noch für den Pflegebereich. Die Mühe lohnt sich, das weiß ich aus der Entwicklungszusammenarbeit, in der ich mich lange engagiert habe. Flüchtlinge sind oft hoch

motiviert und lernbereit. Beides ist notwendig, denn gute Deutschkenntnisse sind für die Arbeit mit pflegebedürftigen Menschen wichtig. So bietet beispielsweise eine Pflegeassistentenausbildung einen guten Einstieg. Eine gelungene Integration ist zugleich auch eine wertvolle Investition in die Zukunft – für alle Beteiligten. Zudem haben viele der asylsuchenden Menschen bereits punktuell Kontakt mit Pflegearrangements gehabt, denn in den Herkunftsländern ist es oftmals üblich, Pflegebedürftigkeit innerhalb der Familie zu organisieren. Allen Beteiligten muss aber klar sein, dass Einwanderer in Deutschland nicht nur als Arbeitskräfte willkommen sind. Nur echtes Interesse und Respekt ermöglichen ein wirkliches Ankommen.

Wie ist Ihrer Einschätzung nach die gesellschaftliche Integration der sogenannten Gastarbeitergeneration in die Pflegegesellschaft gelungen? Sowohl als Pflegende als auch als Patienten?

Beides ist schlecht gelaufen. Nach wie vor werden Menschen mit Migrationshintergrund, insbesondere aus der Türkei, immer noch innerhalb des Familienverbundes gepflegt. Wenn sich niemand aus der Familie kümmern kann, holen sie sich jemanden aus der Türkei zur Pflege. In deutsche Pflegeheime gehen die wenigsten. Doch es ist damit zu rechnen, dass die Nachfrage nach Pflegeleistungen von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte deutlich zunimmt. Nur wenige Menschen mit Zuwanderungsgeschichte beanspruchen die Pflegeversicherung und wenn, dann überwiegend die Geldleistungen. Das liegt daran, dass Zuwanderer alle Aufgaben rund um die Pflege als Privatsache betrachten. In ihren Herkunftsländern gibt es dazu keine Versicherungen oder Gesetze, in Großfamilien wird die Pflege von allen, besonders von Frauen, übernommen.

Wie sieht es mit der zweiten und dritten Einwanderergeneration aus?

Sie entwickeln andere Lebensentwürfe, die traditionellen Muster greifen nicht mehr. Frauen sind berufstätig, die Familie lebt nicht mehr unter einem Dach. Ältere Migranten pendeln zwischen Deutschland und ihrer Heimat, ein wichtiger Grund, hierzubleiben, sind die Kinder und die medizinisch-pflegerische Versorgung. Mehr als 18 Jahre lang habe ich selbst Pflegeschülerinnen ausgebildet. Zumindest in Dortmund hatte in den 1990er Jahren rund ein Viertel der Auszubilden-

den eine Zuwanderungsgeschichte. Mittlerweile haben heute wohl rund Zweidrittel der Pflege- schüler einen Migrationshintergrund.

Wahlweise werden Sie als Visionärin, Netz- werkerin oder Multitaskerin bezeichnet. Hat- ten Sie nie Angst, sich zu verzetteln?

Auch wenn manche das nicht glauben mögen: Ich bin ein sehr sortierter Mensch und auch er- folgsorientiert. Bevor ich etwas beginne, schät- ze ich den Aufwand ab. Trotzdem bin ich auch manchmal überarbeitet gewesen, genervt und dann auch wütend. In den letzten 20 Jahren habe ich oft über 60 Stunden in der Woche gearbeitet. Manchmal war ich „erledigt“, auf der anderen Seite hat mir meine Arbeit aber auch Spaß ge- macht. Ich konnte Menschen zusammenbringen, etwas Neues aufbauen und gestalten. Das ver- leiht Kräfte und Energie. Wenn mir alles zu viel wird, haue ich ab. Bis zu viermal pro Jahr bin ich in Urlaub gefahren, am liebsten in die Tropen und ohne Handy. Ich bin dann nicht zu erreichen und schalte auch wirklich ab.

Das klingt nach einer guten Selbstpflege.

Ja, ich arbeite viel, aber ich habe auch Mechanis- men, um mich zu erholen. Zudem habe ich viele Hobbys: Ich habe einen Schrebergarten, der mir wichtig ist, ich male, höre Musik, lese viel und pflege einen Freundeskreis.

Trotzdem: Bereits mit 13 Jahren sind Sie ins Berufsleben gestartet, jahrzehntlang hatten Sie eine Doppelbelastung von Beruf und Wei- terbildung, dazu einen kranken Ehemann und ein Kind zu Hause. Wie sind Sie bei dem Pens- um dem Burn-out entgangen?

Ich glaube, dass viele Menschen durch ihre Ar- beit krank werden, liegt auch an der fehlenden Wertschätzung. Menschen brauchen Anerken- nung für das, was sie tun. Ich habe immer sehr viel an Lob und Unterstützung zurückbekom- men. Ich konnte auch viel Einfluss nehmen, auf die Pflegepraxis und auf junge Leute. Wenn ich heute irgendwo hinkomme, gibt es oft ein lautes Hallo, Leute wollen ein Autogramm haben, ma- chen Selfies, fast wie bei einem Popstar. Diese Anerkennung trägt auch. Man kann viel arbeiten, aber man braucht dann auch viel Bestätigung.

Aber können Sie nicht auch mal nichts tun, beispielsweise den Pflanzen in Ihrem Schre- bergarten beim Wachsen zugucken?

Nein, still sitzen und die Hände in den Schoß le- gen, das kann ich wohl nicht. *(Lacht)* Dafür habe ich noch viel zu viele Pläne.

■ *Das Gespräch führte Dagmar Paffenholz.*

